

FRANCESCA WEIL, *Uns geht es scheinbar wie dem Führer ...* Zur späten sächsischen Kriegsgesellschaft (1943–1945) (Berichte und Studien, Bd. 80), V&R unipress, Göttingen 2020. – 263 S., brosch. (ISBN: 978-3-8471-0993-8, Preis: 35,00 €).

Die Frage, wie die deutsche Bevölkerung die NS-Herrschaft und den Zweiten Weltkrieg erlebte, in welchem Umfang sie an den Verbrechen der Nationalsozialisten partizipierte oder von ihnen wusste und mit welchen Deutungen sie dem Geschehen begegnete, hat zuletzt in den Büchern von Nicholas Stargardt und Dietmar Süß ausführliche Untersuchungen gefunden (N. STARGARDT, *Der deutsche Krieg 1939–1945*, Frankfurt/Main 2015; D. SÜSS, „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich, München 2017). Hieran anschließend fokussiert Francesca Weil mit dem Land Sachsen einen regionalen Ausschnitt der Kriegsgesellschaft und analysiert in einer „dichten Beschreibung“ (S. 12), wie die Bevölkerung das Kriegsgeschehen erlebte und wie auf die Anforderungen des ‚totalen Krieges‘ reagiert wurde. Sie untersucht dabei die letzten zweieinhalb Kriegsjahre, als sich die Wende im militärischen Geschehen bereits vollzogen hatte. Es geht demnach um eine Gesellschaft im extremen Krisenmodus, in der bestimmte Routinen (Verteilung von Lebensmitteln, Postverkehr) zwar noch immer weitgehend funktionierten, das Kriegsgeschehen jedoch zunehmend das alltägliche Leben unmittelbar berührte. Neben Literatur und archivalischen Unterlagen zieht die Verfasserin vor allem Egodokumente als Quellen heran. Hierbei handelt es sich um teilweise unveröffentlichte Tagebücher und Briefwechsel von 31 Personen, deren Alter, soziale Stellung und politische Überzeugung höchst divers waren. Zusätzlich zur Auswertung von schriftlichen Unterlagen wurden acht lebensgeschichtliche Interviews geführt.

Die Untersuchung gliedert sich in fünf chronologische Abschnitte, die den Zerstörungsprozess des Krieges und das allmähliche Vordringen der Front sowie der Luftangriffe nachvollziehen. Die Verfasserin webt die Kriegereignisse seit Beginn des Jahres 1943 und die Wahrnehmungen der Bevölkerung ineinander und erzeugt ein plastisches, multiperspektivisches und lebensnahes Bild der regionalen Kriegsgesellschaft. Dabei wird deutlich, dass es keine uniforme Wahrnehmung des Nationalsozialismus und des Krieges gab. Aus einigen autobiografischen Zeugnissen lässt sich herauslesen, dass sich die Verfasserinnen und Verfasser innerlich allmählich von der NS-Herrschaft abwandten und den Propagandalügen des Regimes keinen Glauben mehr schenkten. Die Mehrheitshaltung aber bestand in der Anpassung an die NS-Herrschaftspraxis – das passive Abwarten auf bessere Zeiten und das persönliche Überleben standen im Mittelpunkt. Spätestens seit der Zerstörung Leipzigs im Dezember 1943 sahen sich die Menschen primär als Opfer, die nur noch mit Angst, Verzweiflung und Selbstmitleid auf den näher rückenden Krieg reagierten und sich in Durchhalteparolen retteten. Die Mehrheit versuchte, so lange wie möglich an einer Normalität jenseits des Krieges festzuhalten, und verdrängte den Widerspruch zu den immer brutaleren Auswüchsen der NS-Herrschaft. Diese allgemein verbreitete Haltung verstärkte sich in den letzten Kriegsmonaten und führte nach dem Waffenstillstand 1945 zu einer Verweigerung von Selbstreflexion sowie letztlich zur Verdrängung der von Deutschland ausgehenden Verbrechen.

Der Rückgriff auf zeitgenössische Dokumente des Alltags und auf lebensgeschichtliche Interviews ermöglicht es der Verfasserin, ein ebenso detailliertes wie eindrückliches Bild vom Kriegserleben in Sachsen zu geben. Dieses unterschied sich nicht grundlegend von den Erfahrungen, welche die Zivilbevölkerung in ganz Deutschland machte, wenn auch Sachsen vergleichsweise lange von alliierten Bodenangriffen verschont blieb. Daher wird es mancher Leserin beziehungsweise manchem Leser fraglich erscheinen, ob die Studie einen analytischen Mehrwert gegenüber den bisherigen

Erkenntnissen birgt. Es bleibt aber festzuhalten, dass selten eine historiografische Studie in so verdichteter Form die Wahrnehmungen und Interpretationen des Kriegsgeschehens durch die Bevölkerung, ebenso aber die emotionale Last der Kriegszeit gespiegelt hat. Um das Festhalten an der Normalität der Diktatur, die Blindheit gegenüber den nationalsozialistischen Verbrechen und die allzu rasche Annahme des Opferstatus durch die deutsche Bevölkerung zu erklären, sind quellengesättigte Arbeiten wie diese dringend notwendig. Es bleibt zu hoffen, dass vergleichbare Publikationen auch in Zukunft ihren Platz in der Überfülle der wissenschaftlichen Literatur zum Nationalsozialismus finden werden.

Dresden

Sönke Friedreich

GÜNTHER HEYDEMANN/KARL-HEINZ PAQUÉ (Hg.), Planwirtschaft – Privatisierung – Marktwirtschaft. Wirtschaftsordnung und -entwicklung in der SBZ/DDR und den Neuen Bundesländern 1945–1994 (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Bd. 63), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017. – 334 S., 42 Abb., 57 Tab., geb. (ISBN: 978-3-525-36975-3, Preis: 60,00 €).

Der von Günther Heydemann und Karl-Heinz Paqué herausgegebene Band entstand als Ergebnis einer Tagung des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung und behandelt in gewohnter Manier wichtige Themen der Auseinandersetzung mit der Wirtschaftsweise der DDR, mit einem Fokus auf das Ende und die Transformation der Planwirtschaft. Zwei sehr unterschiedliche Essays am Anfang des Sammelbandes geben einen Eindruck des Spektrums an Positionen wieder, die in der öffentlichen Debatte mit dem Ende der DDR und ihres sozialistisch-planwirtschaftlichen Experiments verbunden sind. Auf der einen Seite erkennt JOHANNES LUDEWIG (S. 19-26) in fast apologetischem Ton die Leistungen der Betriebsräte der einstigen volkseigenen Betriebe an und würdigt in einem etwas paternalistischen Gestus ihre Verdienste bei der Abwicklung und Überführung der Betriebe in die Marktwirtschaft: das Füße Stillhalten und die Einsicht in die Aussichtslosigkeit der Forderungen der Betriebsräte. RICHARD SCHRÖDER (S. 27-40) thematisiert Aussichtslosigkeit andererseits im Zusammenhang mit der Frage nach der Lebensfähigkeit des sozialistischen Wirtschaftsmodells in zugespitzter und ironischer Art, ohne den Kern des Problems zu verfehlen. Damit nimmt er das Ergebnis des ganzen Sammelbandes vorweg und beantwortet bereits die Frage nach dem Erfolg der DDR-Wirtschaft: Die Schwächen und Fehler, wie sie spätestens seit der Wiedervereinigung auch in einer breiten Öffentlichkeit regelmäßig thematisiert werden, waren der sozialistischen Wirtschaftsweise inhärent und die Erwartungen an eine (Über-)Lebensfähigkeit nach 1990 mussten zwangsläufig enttäuscht werden. Abgesehen von zahlreichen Friktionen bei der Privatisierung war dafür die Treuhand nur bedingt verantwortlich.

Die Beiträge von SPIRIDON PARASKEWOPOULOS (S. 93-110), UDO LUDWIG (S. 111-147) und CHRISTIAN HEIMANN (S. 149-174) geben lesenswerte und sich ergänzende Überblicke über Wesen, Funktionsweise und Problemanfälligkeit der DDR-Wirtschaft. Während Ludwig den Fokus auf die unzureichende und schwierige Vergleichbarkeit der Daten legt, die für eine realistische Einschätzung der Situation der DDR-Wirtschaft notwendig ist, stehen bei Heimann die Geld- und Außenhandelspolitik im Mittelpunkt. Interessanter für eine Einschätzung sind hier jedoch seine Quellen, an denen sich ablesen lässt, wie oft und zu welchen Zeiten vielen wichtigen Akteuren strukturelle Probleme und Ungleichgewichte des Systems bekannt waren und unter